

Bald leergefischt

Serie „Unser Meer“, Teil 3. Der Appetit auf Fisch steigt in einem Ausmaß, dem die maritimen Ökosysteme nicht standhalten. Wenn sich nichts ändert, könnten die Meere 2050 leergefischt sein.

Sein englischer Name ist Slimehead, wörtlich übersetzt: Schleimkopf. Er lebt in bis zu 1.800 Metern Tiefe. Landet er im Netz, kann er schon hundert Jahre alt sein. Mit diesem Wissen erscheint der Granatbarsch wenig appetitanregend. Und doch ist der Raubfisch überfischt. Mitte der 1990er-Jahre war er heiß begehrt, bis zu 50 Euro zahlte man pro Kilo. Denn sein Fleisch ist weiß und lässt sich leicht entgräten und filetieren. Das Namensproblem löste eine Marketingkampagne. Aus Slimehead wurde Orange Roughy. Die Nachfrage nach ihm führte zu Staus im Ozean. In der Tasmanischen See zwischen Australien und Neuseeland mussten Schiffe bis zu 30 Stunden warten, um Granatbarsche von den Hängen des Unterwassergebirges St. Helens Hill mit sogenannten Grundschleppnetzen zu fischen. Der Ansturm auf den Barsch wirkt bis heute nach, braucht er doch Jahrzehnte, um sich zu reproduzieren. Im Jahr 2006 waren die Bestände massiv eingebrochen, erst dann verhängte man einen Fangstopp. Seitdem erholen sie sich nur langsam. Der Slimehead mag einen außergewöhnlichen Namen haben, seine Geschichte aber lässt sich für viele Fischarten wiederholen. Sie zeigt: Wir überfischen die Ozeane.

Grenzenloser Appetit

Über 90 Millionen Tonnen Fisch holt der Mensch jährlich aus den Ozeanen. Der Hunger danach scheint grenzenlos. Prominentes Beispiel ist der Thunfisch. Er ist mit über acht Millionen Tonnen der am meisten konsumierte Fisch weltweit und wird nicht nur in Europa, sondern auch in den USA und Japan immer stärker nachgefragt. Während die Nachfrage steigt, kollabieren in den Ozeanen die Bestände. 90 Prozent des Thunfisches sind verloren, ähnlich die Lage bei Schwertfisch und Kabeljau. Drei Viertel aller kommerziell genutzten Fischarten sind bis an ihre Grenzen befishet. Das passiert nicht nur im fernen Pazifik. Über 80 Prozent der Arten im Mittelmeer sind bedroht. In den vorangegangenen 50 Jahren brachen die Bestände dort um ein Drittel ein. Auch im Schwarzen Meer

beobachtet man diese Entwicklung. Dort ist der Hering bedroht, die Makrele steht kurz vor dem Aussterben.

Käpt'n Iglo? Fake News!

Wie kann das sein? Um das zu beantworten, müssen wir uns die Dimensionen der internationalen Fischindustrie vor Augen führen. Denn Fischerei sieht anders aus als in der Iglo-Fischstäbchen-Werbung. Dort holen drei Fischer auf einem alten Holzkutter händisch ein Netz aus der eisigen See. In der Realität ziehen 4,6 Millionen Fischereischiffe durch die Ozeane. Allen voran sogenannte Megatrawler, Schiffe, die über hundert Meter lang sind. Sie bergen ein Viertel des weltweiten Fangs. Und zwar mit sackförmigen Grundschleppnetzen, die bis zu zwei Kilometer in die Tiefe reichen. Die kennen kein Pardon: Beschwert mit tonnenschweren Platten pflügen diese Netze Muschelbänke, Seegraswiesen und Riffe um. Sie zerstören auch die Heimat des Granatbarsches: die artenreichen Unterwassergebirge. Sind diese wertvollen Lebensräume zerstört, können Fische ihre Eier nirgendwo mehr

ablegen, Jungfische haben keinen sicheren Ort mehr, um aufzuwachsen. Ein weiteres Problem: Grundschleppnetze wühlen den Meeresboden auf und setzen dadurch den darin gespeicherten Kohlenstoff frei. Eine im Fachjournal Nature publizierte Studie aus dem Jahr 2021 zeigt, dass das Fischen mit Grundschleppnetzen jährlich bis zu 1,5 Gigatonnen CO₂ freisetzt. Das ist gleich viel wie die globale Luftfahrtindustrie. Eine ähnlich verbreitete Fangmethode sind sogenannte pelagische Netze, die durch die Ozeane gezogen werden. Man kann sie sich wie riesige Obstnetze vorstellen. Sie können laut WWF eine Masse an Meereslebewesen einfangen, die gleich viel wiegt wie 12 Jumbojets. Pelagische Netze zerstören zwar nicht den Meeresboden und seine Ökosysteme, doch in ihnen verenden massenhaft Tiere. Jährlich sterben, auch in solchen Netzen, neben unzähligen Fischen 300.000 Wale, Tümmler und Delfine, 650.000 Robben und 250.000 Meeresschildkröten als Beifang. Am meisten Leben vernichtet unser Shrimps-Konsum. Für ein Kilo der kleinen Tiere sterben 20 Kilo Beifang. Bei Krabben sind es neun, bei der Seesunne sechs Kilo.

Die Politik schaut zu

Die Liste der Probleme der industriellen Fischerei ist lang. Fangquoten werden nicht eingehalten, Beifang wird illegal entsorgt, klimaschädlicher Schiffsdiesel immer noch subventioniert. Die Politik tue viel zu wenig, um diese Probleme zu lösen, kritisieren NGOs.

Die gemeinsame Fischereipolitik der Europäischen Union hätte die EU-Staaten verpflichten sollen, die Überfischung bis zum Jahr 2020 zu stoppen. Die Flotten sollten nur so viel entnehmen, dass die Bestände sich auch wieder erholen können. Diese großen Ambitionen werden allerdings nicht umgesetzt. Die Fanggrenzen liegen noch immer über jenen, die Wissenschaftler vorschlagen. Bestände bleiben überfischt. Denn nicht jedes Land hält sich an die Vorgaben. „Minister, insbesondere aus Frankreich, Spanien, Italien, Portugal, Irland

Meer-Fakten

Zwei Drittel der philippinischen Mangrovenwälder mussten Aquakulturen weichen.

Nur **fünf Prozent** der Blauflossenthunfische sind, wenn sie gefangen werden, alt genug, um sich zu reproduzieren.

22 Milliarden US-Dollar wurden im Jahr 2018 für sogenannte „schädliche Subventionen“ ausgegeben – also etwa Treibstoffkosten von Megatrawlern.

Rund **180 Jahre** hatte der älteste Granatbarsch, der je gefangen wurde, auf dem Buckel.

Nur **sieben Prozent** der Bestände gelten als „unterfischt“. Das bedeutet, man könnte noch mehr von ihnen aus den Ozeanen holen, ohne den Tierbestand zu gefährden.



und Dänemark, ignorieren weiterhin die Überfischung, als gäbe es kein Morgen“, kritisiert etwa Vera Coelho von der NGO Oceana in einer Aussendung.

Abhängig von Importen

Die Hälfte dessen, was weltweit an Fisch und Meeresfrüchten konsumiert wird, wächst schon heute in Aquakulturen heran, der Sektor legt um sechs Prozent pro Jahr zu (mehr zum Thema lesen Sie auf Seite 11). Größter Player – sowohl im Handel mit im Ozean gefangenem Fisch als auch im Bereich der Aquakultur – ist China, gefolgt von Indien und Indonesien. Auch Peru und die USA spielen eine gewichtige Rolle am internationalen Fischereimarkt. Die EU ist der weltweit größte Importeur von Fisch. Rund die Hälfte des Fisches, der auf europäischen Tellern landet, wurde importiert. In Österreich schaut es nochmal prekärer aus: Nur sieben Prozent der 73.000 Tonnen Fisch, die wir jährlich verspeisen, wächst in unseren Binnengewässern heran. Auf's Jahr umgerechnet bedeutet das: Ende Jänner ginge uns jedes Jahr der Fisch aus, wenn wir nicht auf Importe zurückgreifen könnten. Selbst bei Süßwasserfisch liegt der Selbstversorgungsgrad bei gerade einmal etwas mehr als 30 Prozent.

2050 kein Fisch mehr?

Macht die Menschheit so weiter wie bisher, können wir im Jahr 2050 gar keinen Speisefisch mehr aus den Ozeanen holen, hat das UN-Umweltprogramm UNEP berechnet. Müssen wir ganz auf Fisch verzichten? Nein – aber damit auch unsere Enkel ihn noch essen können, sollten wir unseren Konsum zurückschrauben. Fische halten sich mit ihrer Reproduktion nämlich nicht an die Nachfrage am Markt. Überfischen wir die Meere, können sich viele Arten nicht fortpflanzen. Derzeit sind nicht einmal drei Prozent der Ozeane streng geschützt. Würden wir hingegen 30 Prozent schützen, so eine im Fachjournal Science publizierte Studie, könnten wir nicht nur Ökosysteme schützen, sondern fast sechs Millionen

Tonnen mehr an Lebensmittel aus den Ozeanen holen. Besonders die Bestände von Arten, die sich rasch reproduzieren, könnten sich in Schutzzonen erholen. Hoffnung gibt etwa der Schellfisch in einem Schutzgebiet im kanadischen Georges Bank. Seine Bestände erholen sich. Schutzgebiete umzusetzen ist eine Aufgabe, die internationale Kooperation erfordert. Ein grassierendes Problem bei der Implementierung ist die IUU-Fischerei – dabei wird Fisch illegal, undokumentiert und unreguliert aus den Ozeanen entnommen. 26 Millionen Tonnen an Fisch, so Schätzungen, werden auf diese Weise jährlich gefangen. Das ist fast ein Drittel des globalen Fangvolumens. Konkret bedeutet das etwa, dass Fisch in Sperrzeiten gefischt wird, während denen Populationen sich erholen sollen. IUU-Fischerei passiert auch in Schutzgebieten. Solche Gebiete zu etablieren ist also nur der erste Schritt. Die Fischerei dort zu kontrollieren, könnte die schwerere Aufgabe sein.

Forelle statt Schleimkopf

Angesichts dieser komplexen, globalen Probleme stellen Sie sich vielleicht die Frage: Was kann ich tun? Eine ausführliche Antwort erwartet Sie im letzten Teil der Serie „Unser Meer“. Ein erster Schritt wäre, weniger Fisch zu essen. Vor allem Raubfische wie Lachse benötigen selbst andere Wildfische als Nahrung. Bis zu fünf Kilo braucht es, um ein Kilo Lachs zu erhalten. Fisch ist kein Fast Food, sondern ein hochwertiges Nahrungsmittel, das als solches bewusst und in Maßen konsumiert werden sollte. Ein weiterer Schritt liegt nahe: Forelle, Saibling oder Karpfen aus heimischer Produktion kaufen – und nicht den Schleimkopf aus den Tiefseegebirgen.

MEHR ZUM THEMA

Demnächst in KONSUMENT. Im kommenden Serienteil werden wir uns dem Thema Plastik widmen: Wie viel schwimmt schon in den Ozeanen? Welchen Schaden richtet es an? Und wie bekommen wir es wieder raus?